

Etwas über Abessinien und die Missionsversuche daselbst.

(Fortsetzung.)

Einmal schlief Missionar Gobat, um vor den Schlangen sicher zu sein, auf einem hochliegenden Stein, der nur 3 Fuß lang und 1 Fuß breit war, gestützt auf seinen Ellbogen. Unser einer begreift das freilich nicht, wie ein Mann von 6½ Fuß Länge damit zurecht kommen konnte. Aber wir sind eben auch so weidlich, daß wir schon Kopfwieh bekommen, wenn wir nur daran denken, daß der Erzvater Jacob einen Stein zum Kopfkissen hatte; und doch versichert Gobat, man könne eben so gut schlafen, wenn man einen Stein unter dem Kopfe liegen habe, als auf einer Matratze und Federkissen. — Seine Kleidung in Abessinien richtete sich ganz nach der Landestracht: ein Paar kurze Beinkleider, ein Hütel und ein baumwollenes Tuch um den Oberleib geschlagen, das ist die Kleidung des Abessiniers. Schuhe und Strümpfe hatte er nicht. Im Anfang wollten freilich die Dornen, deren es dort gar viele giebt, nicht wohl thun, und doch mußte er sie stecken lassen wie sie eingetreten wurden, weil sonst in die offene Wunde sich Staub setzt und Eiter erzeugt. Abends im Nachtlager gieng dann in einen Winkel, wo 20—30 Dornen auf einmal ausgezogen wurden. Indessen verhärteten sich die Fußsohlen allmählig, so daß nur noch größere Dornen durchgingen. — Nach B. Kugler's Tod hatte Gobat einmal die Cholera, von welcher er sich auf Anrathen der Leute mit geschmolzener Butter kurirte. In Folge dessen aber war er 9 Monate blind, so daß er nur Mittags eine Viertelstunde lesen konnte. — Auf der Rückreise von Masfowa nach Kairo waren die Beschwerlichkeiten auch nicht gering. Gobat miethete für sich und Nchinger einen Platz auf einem arabischen Schiff, der über nicht viel kosten durfte, weil er nicht viel Geld hatte. Der Platz, der den beiden Brüdern angewiesen wurde, war 5 Fuß lang und 4 Fuß breit; hier mußten sie auf Delkrügen liegen, die ihre spitzen Häse in die Höhe richteten und diesen Platz konnten sie, weil das ganze Schiff voll war, 21 Tage lang nicht verlassen. Wachten sie Morgens auf, so lagen 4—5 Paar Beine über ihnen her; und hatten die muhamedanischen Matrosen, die von einem Streit her noch mit Gobat zürnten, da oder dort auf dem Schiff etwas zu thun, so richteten sie es immer so ein, daß sie auf ihn traten, wobei die spitzen Häse der Krüge ihm in die Seite gingen. Sein Kopfkissen war ein Sack mit Arznei, und seine tägliche Nahrung eine Hand voll Meis. Dazu kam die dritte aegyptische Plage (2. Mos. 8, 16—18) in vollem Maße, so daß vom Halse bis auf die Fußsohlen kein unverwundeter Fleck an seinem Leibe war, und die große Hitze, bei welcher sie noch überdies einmal 7 Tage Windstille hatten. Dennoch war Gobat mit dieser Lage wohl zufrieden, weil er sich erinnerte, wie es ihm auf der

Herreise auf dem rothen Meere ergangen war. Damals hatte er 6 Tage lang eine schmerzliche Krankheit, keine Arznei und keinen Tropfen Wasser, so daß er unbeschreiblichen Durst litt. Endlich kam ein Regen, und sie tranken Alle mit der größten Befriedigung aus einem großen Ochsenfell, das ein Araber aufgespannt hatte, und das eben nicht sehr appetitlich war, weil der unreinliche Mann den ganzen Tag darauf zu liegen pflegte.

Gefahren anderer Art ist der Missionar in Abessinien ausgesetzt unter den wilden Thieren, von welchen das Land, besonders in den weniger bewohnten Gegenden wimmelt. Da giebt es Crocodile, Löwen, Leoparden, Hyänen, Schlangen und Scorpione. Da kann es geschehen, daß, während ein Kreis von Abessinern Nachts beisammen sitzt, ein Löwe schnellen Sprungs herbeikommt und einen von der Gesellschaft sich fortnimmt. Gobat traf oft mit wilden Thieren zusammen, aber nie durften sie ihm etwas zu Leide thun. Einmal, da er auf dem Wege allein war, sah er vor sich hin in einiger Entfernung ein Thier liegen, das er für einen Löwen hielt, weil es gerade so dalag. Da er nun wußte, daß man in einem solchen Falle geradezu gehen muß, und nur wenn man flieht, die Gefahr gewiß ist, so gieng er uerschrocken vorwärts, bis er merkte, daß es eine Hyäne sei. Sie ließ ihn bis auf 10—12 Fuß sich nähern, dann sprang sie auf und immer im Kreise um ihn herum, um ihm von hinten beizukommen. Aber Gobat drehte sich immer und blickte das Thier unverwandt an. Endlich da es nicht weichen wollte, nahm er einen Stein und warf ihn auf die Hyäne, worauf sie entflo. Ein ander Mal fand er in einer wilden Gebirgsgegend im Schoholande eine Höhle, die wie eine Capelle aussah und ihm so gefiel, daß er einen ganzen Tag darin zubrachte, und sich damit beschäftigte, alle seine Freunde in Europa betend und segnend zu besuchen; in einer Vertiefung der Höhle meinte er ein Geräusch wahrzunehmen, das späterhin, als er die Höhle wieder besuchte, noch deutlicher wurde. Ein drittes Mal aber sah er 10—12 Hyänen aus dieser Vertiefung hervorspringen, die ihm jedoch nichts anhaben durften. Ein ander Mal schlief er allein unter freiem Himmel. Als er in der Nacht erwachte, hörte er auf der linken Seite eine Hyäne schreien, und indem er sich nach ihr umwandte, brüllte auf der rechten Seite ein Leopard. Ein Blick nach Oben! — und Gobat schlief unbesorgt wieder ein. Den andern Morgen lag der Leopard noch da wie eine Schildwache, die Hyäne hatte sich entfernt, und der Leopard gieng nun auch fort. Einmal kamen die Brüder auf der Reise zu einem alten, leerstehenden Haus und schlugen in demselben ihr Nachtquartier auf. Als sich Gobat gelegt hatte, gewährte er, daß das Holz an der Decke des Hauses sehr morsch war, und seufzte innerlich: „Herr-bewahre uns vor Schlangen und Scorpionen!“ In demselben Augenblick, da er dies dachte, fiel ein Scorpion von der Decke zu seinen Füßen nieder, den

sie, weil eben das Licht noch brannte, tödten konnten. Es mochten noch viele Scorpione da sein; die Brüder blieben aber unter dem Schutz Gottes die ganze Nacht unangefochten. Gobat versichert, dies sei ihm die eindrücklichste und auffallendste Erfahrung dieser Art gewesen. Wieder ein Mal war eine giftige Schlange mit ihrem geöffneten Rachen eben im Begriff zu beißen, und nur noch 2 Zoll von seinem Fuß entfernt, ohne daß er es sah, als ein kleiner Knabe, der daneben stand, ihr mit einem Stecken den Kopf zerschlug. (Psalm 91, 13.)

Doch ist es oft noch gefährlicher, unter wilden Menschen als unter wilden Thieren zu leben. Auch darüber hat Gobat Erfahrungen gemacht, welche ihm zugleich auf's deutlichste zeigten, daß derselbe Gott, der den Löwen den Rachen verstopft, auch die Herzen der wildesten Menschen in seiner Gewalt hat. Davon nur zwei Beispiele. Als Gobat vor den kriegerischen Unruhen in Abessinien sich in das Land der wilden Schohos hatte flüchten müssen, die sich ein Vergnügen daraus machen, einen Menschen umzubringen, schwebte er eine Zeit lang in großer Gefahr, indem sich eine Anzahl Schohos, in der Meinung daß er viel Geld besäße, verbündet hatten, ihn und Nchinger zu tödten und dann zu berauben, was Gobat auch wohl wußte. Mehrmals wurden sie an der Ausführung dieses Vorhabens verhindert. Einmal z. B. hatte Gobat viele Besucher von der Ferne, welche das Wort Gottes hören wollten. Diese blieben bei ihm über Nacht und schliefen theils in dem Hause, theils in dem ummauerten Hofe. Als nun die Schohos Nachts über die Mauer hereinsteigen wollten, sahen sie diese Leute daliegen, und weil sie dachten, dieselben seien zum Schutz der Missionärs gekommen, so zogen sie sich für diese Nacht wieder zurück. Als sie das nächste Mal gegen Mitternacht wiederkamen, sahen sie in dem Hause, das zunächst an Gobat's Wohnung stand, noch Licht, und verwundert darüber beschloßen sie, hineinzugehen. Das Haus gehörte einem Manne, der in den Krieg gezogen und in einer Schlacht schrecklich verwundet worden war, sodas man ihn für todt liegen ließ. Er hatte sich aber doch wieder erholt und gerade diesen Abend war der Todtgegläubte in seinem Hause angekommen. Da er für einen tüchtigen Krieger galt, so forderten sie ihn auf, an ihrem Mordzuge theilzunehmen, und versprachen ihm einen Antheil an der erwarteten Beute. Auf diesen Antrag ließ sich der Kriegsmann also vernehmen: „ich habe mich diesen Abend gefragt, warum wohl hat Gott dich so wunderbar vom Tode errettet, und in die Heimath zurückgebracht, da du doch in deinem ganzen Leben nichts als Böses gethan hast? — aber ich konnte keinen Grund ausfindig machen. Allein jetzt sehe ich ein, warum Gott es gethan hat; es ist deswegen geschehen, damit ich diesen guten, fremden Leuten, die Niemand etwas zu Leide thun, das Leben retten könnte. Ich erkläre euch hiermit, wer diese Leute antastet, der wird mich und meine

ganze Familie zum Feinde haben bis in den Tod." Diese Erklärung wirkte; der Mann war von einer großen angesehenen Familie, vor deren Rache die Mörder Ursache hatten, sich zu fürchten, und so mußten sie ihren Mordplan aufgeben. —

Unmittelbar vor seiner Rückreise nach Aegypten hatte Gobat einen Wortwechsel mit den Muhamedanern in Massowa über Religion. Im Laufe des Gesprächs versah er sich in einem Ausdruck, da er sie Ungläubige nennen wollte und gebrauchte das Wort „Gaser“, mit welchem wohl Muhamedaner die Christen bezeichnen dürfen, die Christen aber bei Todesstrafe nicht die Muhamedaner. Sie fielen sogleich über ihn her, um ihn zum Tode zu führen. Nun geschah es aber, daß sie in der Hitze des Streites auch etwas aussprachen, was wider den Koran (des Religionsbuch der Muhamedaner) ist, indem sie behaupteten, die Christen müßten alle in die Hölle. Gobat, der nicht gern um eines solchen Versehens willen sterben wollte, betete innerlich zu Gott um Errettung. Als er nun diese Aeußerung vernahm, stand er plötzlich still und erklärte mit lauter Stimme: „Ich wiederhole es, daß ihr Gaser seid, denn ihr widersprecht dem Koran!“ Dabei führte er eine Stelle aus dem Koran an, in welcher gesagt wird, daß auch die Christen ins Paradies kommen können. Sie wollten sich damit helfen, daß sie die Stelle so erklärten: „wenn die Christen sich zu Muhamed bekehren, dann werden sie selig;“ aber Gobat widersprach. Indessen würde kein Widerspruch wenig genügt haben, wenn nicht in dem Augenblicke, da sie ihn zum Tode führen wollten, ein Mann erblickt worden wäre, der in der ganzen Gegend unter den Muhamedanern für einen Heiligen galt. Sogleich wurde beschlossen, ihn zum Schiedsrichter über die Richtigkeit der Erklärung jener Stelle im Koran zu machen. Da aber Gobat sah, daß Einige dem Ganzen vorandliefen, fürchtete er, sie möchten sein Urtheil bestechen wollen, und rief ihm daher laut entgegen: „Was ist der Sinn jener Stelle im Koran, in welcher behauptet wird, daß auch Christen ins Paradies kommen?“ Der Heilige sprach sich ohne Weiteres so darüber aus wie Gobat. — Und wie heißt man die Leute, fragte Gobat weiter, welche sie anders erklären?“ — „Man nennt sie „Gaser“,“ erwiderte der Heilige. Im Augenblicke wurde Gobat losgelassen, und seine Gegner schlichen sich beschämt davon.

(Fortsetzung folgt.)

Bibelübersetzung und Sprachen.

(Fortsetzung.)

Gäßen die Missionare und Sprachgelehrten bei den Chinesen nicht bereits eine Schrift vorgefunden, die wie wir gesehen haben, von der gesprochenen Sprache unabhängig ist, so würden sie jedenfalls die chinesische Sprache nach dem phonetischen System in Schriftzeichen gefaßt haben, wie sie es gethan haben und noch thun mit den Sprachen anderer Völker, die sie noch ohne Schrift antreffen. Dies hat indeß auch seine Schwierigkeiten, da unsre 25 Schriftzeichen durchaus nicht immer hinreichen zur Darstellung aller Laute einer Sprache. Für manche Sprachen sind die 25 Buchstaben des deutschen Alphabets zu wenig, während andere wieder nicht so viel bedürfen. Die Siamesen z. B. haben allein 34 Consonanten (wobei sie die Vokale durch Pünktchen, Strichelchen u. s. w. bezeichnen), während die Maoris auf Neuseeland mit 9 Consonanten neben den 5 Vokalen auskommen. Beide Umstände, das Mehr sowohl

wie das Weniger erschweren die Erlernung der fremden Sprachen. Die Sprachen mit größeren Alphabeten enthalten Laute, die unsere Zunge kaum im Stande ist nachzuahmen, und die Sprachen mit weniger Buchstaben haben in ihren Worten zu wenig Unterscheidendes, so daß die Worte zu leicht miteinander verwechselt werden können. Die Verschiedenheit der Alphabete aber ist nicht etwa ein zufälliger Uebelstand, der mit der Zeit beseitigt werden könnte, sondern sie beruht hauptsächlich auf der Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge, die für Erzeugung des einen oder andern Lautes mehr oder weniger geeignet sind. Ähnliche Erscheinungen braucht man gar nicht weit zu suchen; wir erinnern nur daran, welche Schwierigkeiten es den Deutschen macht, sich die richtige Aussprache des englischen th anzueignen oder wie es für den Franzosen nahezu unmöglich ist, das deutsche h oder oh richtig auszusprechen. So verhält sich auch mit den dürftigen oder übertollen Alphabeten der heidnischen Völker. Die Neuseeländer und Neuholländer haben nicht nur kein l und s, oder kein f und h in ihren Alphabeten, sondern können es auch nicht aussprechen. Die Bewohner der Südpacifischen Insel Tonga sind nicht im Stande, ein r herauszubringen, und haben es daher auch nicht in ihrem Alphabet. Es fehlt ihnen eben allen für die bei ihnen vermißten Laute das geeignete Sprachwerkzeug. Dagegen giebt es wiederum Völker, deren Laute wir nur annähernd nachzuahmen vermögen. Am auffälligsten ist dieser Uebelstand bei den Sprachen der Kaffern und Hottentotten, die sich durch die sonderbarsten Schmalzlaute oder sogenannte Klappe auszeichnen. Da giebt es, je nach den verschiedenen Stellungen und Bewegungen der Zunge und der andern Sprachwerkzeuge einen Gaumenklapp, einen Drehklapp, einen Nasenklapp, einen Zahnklapp, einen Lippenklapp (von denen jeder wieder vier Abarten hat), und eine Anzahl von Hauchlauten, deren Unterschiede zu bemerken es seine Ohren erfordert.

Zur Hervorbringung dieser eigenthümlichen Laute sind die südafrikanischen Völker durch ihre ganz besondere Mundbildung befähigt. Sie haben nämlich einen bedeutend kleineren Gaumen als die Völker der kantassischen Rasse und dazu eine rundere, kürzere und dickere Zunge. So schwer auch, trotz aller Uebung, den Missionaren die Nachahmung jener afrikanischen Schmalzer werden mag, weglassen dürfen sie sie doch nicht, wenn sie sich jenen Völkern verständlich machen wollen. Die Weglassung eines solchen Schmalzers kann die sonderbarsten Mißverständnisse zur Folge haben. So z. B. fanden die Missionare bei den Kaffern für ein höchstes Wesen den Namen Ukiso, woran anknüpfend, sie mit diesem Worte den Christengott bezeichneten. Das k in dem Worte Ukiso aber ist eigentlich kein k, sondern einer jener Schmalzer, für die wir eben keinen Buchstaben haben. Nun war dieser Schmalzer den Missionären äußerst unbequem, weshalb sie ihn in dem gedachten Worte wegließen und Udio sagten, wobei sie sich zugleich der Ähnlichkeit des neuen Wortes mit dem italienischen Dio oder dem französischen Dieu freuten. Als sie aber ihr neues Wort ohne Schmalzer beim Predigen zu gebrauchen anfingen, lachten die Kaffern jedesmal, wenn das Wort vorkam; denn das Wort Udio bezeichnet in der Sprache der Kaffern einen Topf. — Natürlich müssen bei Aufstellung eines Alphabetes diese eigenthümlichen Laute auch ihre besonderen Zeichen bekommen.

Eine andere Schwierigkeit verursacht die Vertheilung der verschiedenen Laute in den einzelnen Worten. So sind in manchen Sprachen sechs, sieben

Consonanten nacheinander nichts Seltenes, während in andern consonantenarmen Sprachen es wieder so viel Wörter giebt, die aus lauter Vokalen bestehen, daß ganze Sätze vorkommen, in denen der Mund auch nicht ein Mal geschlossen wird zu einem b oder m. Wieder in andern Sprachen sind Consonanten und Vokale so gleichmäßig vertheilt, daß auch daraus Schwierigkeiten erwachsen. Es giebt Völker, die durchaus nicht zwei Consonanten hinter einander aussprechen können, und Wörter wie njer „selbst“ oder „Glanz“ nicht im Stande sind auszusprechen. Da nun diesen Völkern mit der Bibel manche neue Wörter gebracht werden, so müssen dieselben nach den Sprachwerkzeugen und Sprachgesetzen jener Völker umgestaltet werden. Den Neuseeländern, die kein g und l haben, diese Buchstaben auch nicht zusammen aussprechen können, mußte z. B. das Wort Gloria in der Gestalt von Kororia mundrecht gemacht werden. Aus ähnlichen Gründen ist aus Wilhelm oder William Wiromu und bei den Sandwichinsulanern aus Britani Beritani geworden. — Machen die Laute Schwierigkeiten, so die Worte nicht weniger, das eine Mal der Wort m a n g e l, das andere Mal die Wort f ü l l e. Es werden ja in der Bibel Dinge genannt, von deren Dasein die heidnischen Völker keine Ahnung haben. So fehlte z. B. auf den Südpacifischen Inseln ein Wort für das uns ganz geläufige „Brod“, da dort eben niemals Brod gebacken worden war. So mußte jenen Völkern erst ein Wort für „Brod“ gegeben werden. Man wählte dazu das griechische Wort artos, mußte es aber in areto umändern, weil das rt in der Mitte und das s am Ende den Insulanern anstößig gewesen wäre. — Auch für bekannte Dinge fehlt den Heiden bisweilen ein kurzes bündiges Wort, so daß sie einfache Dinge mit laugen Redensarten umschreiben müssen. Statt „Vormittag“ sagt der Maori auf Neuseeland: „Die Sonne ist auf ihrem Wege aufwärts“; statt „Mittag“: „die Sonne steht aufrecht wie ein Posten“; statt „Abend“: „die Zeit der Feuer“; statt „Mitternacht“: „Tag und Nacht sind getheilt.“

Am empfindlichsten ist der Wortmangel auf dem Gebiet des geistigen Lebens, namentlich fehlen religiöse Begriffe. Vergeblich sucht der Bibel-Übersetzer nach passenden Ausdrücken für Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammniß, Erlösung, Gerechtigkeit, Unschuld, Heiligkeit u. s. w. In der Regel muß er zufrieden sein, wenn er ein nur annähernd bezeichnendes Wort für einen derartigen Begriff findet. Da wird in der einen Sprache der heilige Geist mit „reiner Wind“, in der andern das Wort Sünde mit „Verkehrtheit“ übersetzt u. s. w.

Luther und der Graf von Erbach.

Die Geschichte, wie einst Paulus auszog von Larzus, die Gemeinde Christi zu zerstören und gerade auf diesem Zug in einen Paulus sich verwandelte, der sich dem Herrn Jesus zu einem Knecht und Apffel ergab, welchen er noch eben hatte verfolgen wollen, ist wunderbar, hat aber — wenn auch nur im Kleinen — seitdem noch öfter sich ereignet.

So ritt im Jahre 1518 am Abend des 18. April der Graf Eberhard über die Brücke jenes Schlosses zu Erbach. Es hatte ihm Mühe gekostet, sich von seiner Frau loszureißen, denn sein jüngstes Töchterchen lag zum Sterben krank darnieder und sein Weib hatte ihn nicht wollen ziehen lassen.

Die Leute zerbrachen sich den Kopf darüber, was der eilige Ritt des Grafen zu dieser Zeit bedeuten sollte. Man kannte ihn als einen heftigen Mann,

der keinen Widerspruch ertragen mochte, dessen Herz aber gleichwohl weich und mitleidig war. Der eine gab dies, der andere das als Vermuthung an, was den Grafen so plötzlich in Feuer und Flammen setzte. Aber keiner traf das Rechte. Der Grund war dies:

Im Herbst des verfloffenen Jahres hatte Gott sein lang vergessenes Wort von der freien Gnade in Christo durch Martin Luther wieder an die Schloßkirche zu Wittenberg schreiben lassen. Dies Wort war innerhalb 14 Tagen in allen deutschen Ländern gelesen und von vielen Herzen, von Hoch und Niedrig, verstanden worden. Aber unter den Großen und Klugen dieser Welt gab es auch viele, die es verachteten, wider den Stachel zu löcken. Zu diesen gehörte auch der Graf Eberhard von Erbach. Er hatte mit strengen Strafen die Abfälligen bedroht, und sein Hausgeistlicher, Johann Sperkel, stand ihm nicht nur kräftig zur Seite, sondern schürte das Feuer immer mehr an, und wußte den Grafen so weit zu bringen, daß derselbe beschloß, Luther auf seinen Reisen zu überfallen, ihn zum Widerruf seiner Lehren zu zwingen, andernfalls ihn lebenslänglich in Ketten und Banden zu halten, wo denn bald, wie er hoffte, er selbst und seine Lehre vergessen und verschollen sein würde. — Und heute Abend hatte nun der Wächter Nachricht erhalten, daß Luther nach Miltenberg reisen werde, um dort zu predigen, und wußte den Grafen zu bewegen, sogar sein krankes Kind zu verlassen, um ein Ende mit dem Erzkezer Luther zu machen.

Es wurde nun alles aufs feinste angelegt, um Luther zu fangen. Dies sollte geschehen, wenn Luther am andern Morgen von Miltenberg weiter reiste. Alle Wege, die Luther einschlagen konnte, wurden mit einem Hinterhalt von Reifigen besetzt, der Graf selbst aber ritt in die Stadt Miltenberg hinein, wo Luther übernachtete, damit er selbst in der Nähe sei und Luther nicht entweichen könne. Spät am Abend ritt der Graf durch das Thor in die Stadt hinein; es war spät Abends und Schaaren von Menschen wogten in den Straßen und sprachen von Luther und seiner Predigt, die er heute gehalten. Der Graf stieg im Gasthause zum Schwert ab, in dessen Nähe Luther sein Quartier genommen haben sollte. „Ei, Herr Graf,“ sagte der Gastwirth, „hätte nimmer gedacht, daß der Luther auch Ew. Gnaden auf die Beine bringen könnte.“ — Der Graf aber, ermüdet von dem eiligen Ritt, warf sich auf sein Lager und fiel in einen tiefen, ruhigen Schlaf. Nachdem er einige Stunden geschlafen hatte, erwachte er, und weil der Schlaf sich nicht sobald wieder einstellen wollte, stand er auf und trat ans Fenster. Seine Gedanken nahmen den Weg heimwärts zu dem kranken Kinde, dann hoben sie sich aufwärts zum Vater im Himmel, der allein Macht hat über Leben und Tod, und wurden endlich zu einem herzlichen, innigen Gebet, mit dem er seine Wege in Gottes Hand stellte. Der Anschlag, mit dem er gekommen, lag hinter ihm wie ein Traum.

Da ward plötzlich ein Licht angezündet in dem Wohnzimmer des Nachbarhauses, und eine tiefe schöne Männerstimme, die im Schweigen der Nacht ganz laut und vernehmlich zu ihm herüber drang, sprach die Worte: „Das walte Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist! Amen!“ Weil der Graf im obersten Stock wohnte, konnte er in das Zimmer des Nachbarhauses hineinschauen, und obwohl der Vorhang herunter gelassen war, sah er doch deutlich die dunkle Gestalt eines Mannes, der wie es schien, zum Beten

niedergekniet war; eine Weile schien er in einem Buche zu blättern, dann begann sein Gebet wieder: „Auf dich, Herr, traue ich, mein Gott hilf mir von allen meinen Verfolgern und errete mich, daß sie nicht wie Löwen meine Seele erhaschen und zerreißen, weil kein Erretter da ist.“ So hatte der Graf noch nicht beten hören: alle einzelnen Worte wurden im Munde des Beters wie Hammerschläge, die an die Himmelstür pochen und namentlich die Schlüsselverse: „Mein Schild ist bei Gott, der dem frommen Herzen hilft. Siehe, der hat Böses im Sinn, mit Unglück ist er schwanger, er wird aber ein Fehl gebären.“ — Diese Worte sprach der Mann mit solcher Kraft und Zuversicht, daß der Graf sich nicht enthalten konnte zu denken: Wahrlich, der hat einen besseren Schild denn ich, und ein besseres Schwert, mit dem Manne möchte ich nicht anders reden denn freundlich. Als nun der Mann auch noch aus seinem Herzen betete für die gesammte Christenheit, daß Gott ihr den hellen Schein des Evangeliums aufgehen lassen wolle, daß er die Herzen der Fürsten leuchten wolle wie Wasserbäche und alle Menschen erkennen lasse das Eine, was noth thut — da geschah's mit solchen Worten, daß der Graf, als der Mann geendet, mit Thränen in den Augen die Hände faltete und laut dazu sprach: Amen! Amen!

Urnig schritt der Graf auf und nieder, und nur ein Gedanke erfüllte ihn — den Mann zu sehen, von Angesicht zu Angesicht, der so zu beten verstand, bis er endlich bemerkte, daß es Tag geworden und die Sonne bereits in sein Zimmer scheine. Da schellte er nach dem Wirth. Dieser erschien sogleich. Der Graf redete ihn hastig an: „Könnt ihr mir nicht sagen, wer der Mann ist, der da drüben wohnt in dem Zimmer mit dem herabgelassenen Vorhang?“ — „Sist Luther der Erzkezer“, antwortete der Wirth, — „sein Licht brennt schon seit etlichen Stunden.“ Wie vom Donner gerührt stand der Graf: „Der Luther?“ „Ja, der Doctor Martin Luther“, sagte der Wirth, — und sah den Grafen verwundert an. „Haben Ew. Gnaden noch etwas zu befehlen?“ — Und als er keine Antwort erhielt, schob er sich zur Thür hinaus.

Zimmer noch stand der Graf festgebannt auf derselben Stelle, dann ging er, ohne sein Frühstück zu berühren, rasch hinaus ins Nachbarhaus und stand im Augenblick vor Luther. Dieser hatte beim Eintritt sich vom Stuhle erhoben und sah fragend den hochgewachsenen Mann an, der in voller Rüstung, das Schwert an der Seite, ihm gegenüberstand, ohne eines Wortes mächtig zu sein. Als Luther ihn aber endlich mit freundlichen Worten um sein Begehren fragte, fiel der Graf auf seine Kniee und rief: „Mann, ihr seid besser denn ich! Verzeih mir Gott, daß ich es gedachte böse mit euch zu machen.“ Darauf erzählte er, mit welchen Gedanken er hierher gekommen, wie er ihn beten hören und wie sein Wort ihn überwältigt habe. „Nicht mein Wort“, sagte Luther, „sondern des Herrn Wort, das ich armer, unwürdiger Mann wieder zu Ehren bringen soll in deutschem Boden. Zieht in Frieden eures Weges, Herr Graf; der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen; Sein Wort können sie nicht dämpfen; denn des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.“

Vor dem Thore harrten des Grafen Reifige und warteten seiner Befehle. Der Graf aber ritt an ihnen vorüber, schlug den Heimweg ein und sagte, zerstreut mit der Hand winkend: „Zieht heim in Frieden, des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.“

Als er in den Thorweg seines Schlosses eintritt,

kam ihm sein Weib entgegen und fiel ihm fröhlich in die Arme; das Kind hatte eine gute Nacht gehabt, hatte lange und gesund geschlafen, und saß jetzt spielend und des Vaters harrend in seinem Bettchen.

Von nun an sorgte der Graf dafür mit allem Ernst und Eifer, daß das Wort, welches er bisher verfolgt, rein und lauter von treuen Predigern seinen Unterthanen verkündigt wurde.

Kirchliche Nachrichten.

Inland.

— Die alte General-Synode beginnt am 7. Mai e. ihre Synodalsitzungen zu Harrisburg, Pa. Bekanntlich ist nun die General-Synode, die sich lutherisch nennt, ein Bau, dessen Hauptgrundlage Gleichgültigkeit in Sachen des Bekenntnisses ist. Nun fürchtet man nichts so sehr, als es möchte auf der diesjährigen Sitzung wieder zu unangenehmen Erörterungen über die Bekenntnißfrage kommen und gleichsam als Bligableiter gegen ein Bekenntnungewitter wird allerlei vorgeschlagen, was man namentlich in den Sitzungen betreiben soll. Ein Correspondent des „Lutheran Observer“, eines acht general-synodischen Blattes, bringt eine wichtige Angelegenheit aufs Tapet für die Verhandlungen. Er rath, die Generalsynode solle bei ihren diesjährigen Verhandlungen ein tieferes Interesse an den deutschen Brüdern beweisen und deshalb beschließen: 1) eine deutsche general-synodische Kirchenzeitung ersten Ranges ins Leben zu rufen; 2) deutsche Studenten der Theologie in das Seminar zu Gettysburg einzuführen und für deren Unterricht und Unterhalt Sorge zu tragen; 3) die Zahl der Missionare unter den deutschen Brüdern zu vergrößern. — Der Correspondent des „Observer“ hat gewiß Recht, daß es besser sei über seinen Vorschlag zu verhandeln, als über Bekenntnißfragen, nämlich besser für den Bestand des babylonischen Thurmes der Generalsynode als für den Sieg der lautereren Wahrheit. Das tiefe Interesse für die deutschen Brüder kommt aber lediglich aus dem Interesse für die General-Synode. Was die Deutschen thun, thun sie gründlich und neue Stützen von deutschem Kernholz möchten dem alten morschen Bau der General-Synode wohl zu Statten kommen.

— Der der General-Synode angehörnde „Lutheran Observer“ bringt einen Artikel aus dem „Reform Messenger“, worin unter anderem eine Stelle des Clemens von Rom citirt und dann gesagt wird: Wenn die rechtfertigende Gerechtigkeit bedingt ist durch die Taufe, dann ist sie theilweise abhängig von einer That unserer selbst u. s. w. Also das ist Bekenntniß der General-Synode über die Taufe, daß dieselbe eine That unserer selbst ist.

— Wie verderblich der Kaffee ist. — Nach einer Nachricht des „Hausfreund“ soll ein Presbyterianium in Westphalen sich mit der Frage beschäftigen haben, woher der Verfall der Hausandachten komme und dabei habe man ausgefunden, die Ursache sei der Kaffee. Seitdem an Stelle der Morgenstunden der Kaffee getreten, habe man letzteren nicht mehr für eine ordentliche Mahlzeit gehalten, den Tisch nicht mehr förmlich gedeckt und in Folge dessen auch allmählich das Gebet weggelassen.

— In Philadelphia soll wieder ein katholisches Seminar gebaut werden, das 300 Zöglinge aufnehmen kann.

— Die Methodisten fangen an, das Verkehrte bei

ihren Befehtungen zu merken. Der „christliche Apo-
logete“ sagt: Bei der Art und Weise unseres Wir-
kens u. s. w. wird dieses so wichtige Werk (nämlich
Unterricht in der Heilserkenntniß) nur zu oft so
in W a u s c h u n d B o g e n gethan. Es kommen
manche an den Betaltar, denen die rechte U n-
terweisung mangelt, und noch andere, de-
nen sogar die rechte Aufrichtigkeit fehlt, dritte scheinen
der Meinung zu sein, man brauche dies sonst nir-
gends zu suchen, oder es sei sonst nirgends die Gnade
Gottes in Christo zu finden, als am Betaltar.

Die Ersten finden sich gewöhnlich unter der Zu-
gend, von denen Manchem ein guter katecheti-
scher Unterricht vom Prediger und religiöses
Beispiel und Belehrung von Seiten der Eltern
nützlicher wäre als der Betaltar (d. h.
Büchbank). Die Zweiten haben gewöhnlich die
A b s i c h t, sich bei anhaltenden Versammlungen zu
bekehren und sind, nach ihrer Gefühlsauf-
regung zu urtheilen, recht ergriffen; sobald
aber die anhaltende Versammlung
vorüber ist, beten sie nicht mehr und zeigen
auch keine Spur von Wiedergeburt.

— Am Sonntag, den 3. Mai starb Dr. Stohl-
mann, Pastor an der St. Matthäus-Gemeinde zu
New-York, in einem Alter von 59 Jahren.

— In der reformirten „Kirchen-Zeitung“ lesen
wir Folgendes: Vor zwanzig Jahren — schreibt ein
Lutheraner in der Evang. Kirchenzeitung —
hatte ich mit dem lieben Pastor W. in B. ein Ge-
spräch über die Abendmahllehre. Er sagte: „Die
lutherische Abendmahllehre verführt zur Träg-
heit und die calvinische spornet zum Eifer an.“
Daß nicht bloß die lutherische Abendmahllehre son-
dern die ganze lutherische Heilslehre zur Trägheit und
Sicherheit von uns innerlichen, gemüthlichen und
träumerischen Deutschen vielfach g e m i ß b r a u c h t
w i r d, das möchte wohl zugestehen sein. — Das
muß ein sehr sonderbarer Lutheraner sein, der so
schreibt. Ist er überzeugt, daß die lutherische Lehre
die reine Schriftwahrheit ist, so muß man sich wund-
dern, daß er in zwanzig Jahren nicht weiter gekom-
men ist als dem Reformirten nachzutreten und die
lutherische Lehre zu schmähen, daß sie zur Trägheit
verführe. Daß die lautere Bibellehre, wie sie In-
halt unserer Bekenntnisse ist, g e m i ß b r a u c h t
werden kann, ist ja kein Zweifel. Der theuerste Schatz
kann verschleudert werden und den Säuen Perlen
geben hat schon der Herr selbst für verkehrt erklärt.

— Man kann aber einigermaßen begreifen, weshalb
jener sonderbare L u t h e r a n e r so spricht, wie er
spricht, da er in der Evang. Kirchenzeitung des Dr.
Hengstenberg sich hören läßt. Bekanntlich ist ja diese
Zeitung und ihre Herausgeber in der Rechtfertigungs-
lehre auf den Irrweg gerathen und will den Men-
schen nur schrittweise nach dem Vorwärtsschreiten in
der Heiligung gerechtfertigt, also doch die Rechtferti-
gung wieder halb und halb erarbeitet wissen. Es
haben sich nun auch „Lutheraner“ gefunden, die für
Dr. Hengstenberg in seiner Evang. Kirchenzeitung
eine Lanze zu brechen geneigt waren und mag wohl
unser sonderbarer Lutheraner auch einer von denen
sein. Wer bei den Pharisäern in die Schule geht
und bei der Seligkeit doch wenigstens irgend ein Klei-
nes eigenes Verdienst haben will, der wird allerdings
wohl geärgert werden daran, daß der Heiland so ganz
frei die Gnade der Rechtfertigung dem Sünder schenkt
und wird gern versuchen, den armen verlorenen See-
len den Schatz der Gnaden Christi zuzuschließen und
ihnen den Brotkorb des ewigen Lebens höher zu hän-

gen mit dem Geschrei „die Lehre von der freien Gnade
ist eine gefährliche Lehre und kann gemißbraucht wer-
den — wenigstens von den guten träumerischen Deut-
schen. — Worin liegt denn aber das anspornende der
calvinischen Heilslehre? Etwa in der Lehre von
der unbedingten Gnadenwahl, nach
welcher alles ringen, beten, betrachten
der Schrift u. s. w. dem nicht hilft, der
zum ewigen Leben einmal nicht erwäh-
let, nach welcher der aber selig werden
muß, der einmal vorherbestimmt ist
zur Seligkeit, mag er sich auch mit
Hand und Fuß gegen die Gnade in
Christo wehren? —

Wie der liebe Gott die Frömmigkeit einer Magd gesegnet hat.

Zu Berlin war eine Magd, die diente bei einem
Pfarrer. Nun wars Sonntag Abend und Zeit zum
Schlafengehen. Da nahm sie erst noch ihr Gesang-
buch und schlug ein Lied auf, und las es. Darauf
hat sie sich in Gottes Namen in ihr Bett gelegt. Das
Gesangbuch aber hat sie, aufgeschlagen, auf dem
Tisch oder auf dem Kasten vor ihrem Bett liegen las-
sen. — In der Nacht, als Alles schlief, so kam ein
Dieb ins Haus. Der fing sein Geschäft in der Küche
an, nahm die kupfernen Kessel, that sie auf einen
Haufen, dazu ein Duzend silberner Kaffeelöffel, dazu
was er an schmutziger Wäsche vorfand. Kein Mensch
störte ihn, denn keine Menschenseele war wach im
Hause. So weit war Alles gethan. Nun spürte
er aber weiter umher und kam vor das Bett der
Magd. Die hatte sich aber gut verwahrt, denn vor
ihr lag ja das offene Gesangbuch. Das war wie
ein heiliger Engel vor dem Bett. Der Dieb schaute
hinein ins Gesangbuch bei seiner Diebslaterne —

Einige Zeit darnach schrieft die Frau des Pfarrers
aus dem Schlafe. Was ist? Sie hört wie die Thür,
die aus der Küche nach der Hausflur führt, stark zu-
geworfen wird. Sie springt auf, an der Uhr ist
fünf. Sie weckt die Magd und hält Haussuchung
mit ihr. Da steht in der Küche: das Kupfer, die
Wäsche, die Löffel, alles auf einem Haufen; aber nichts
fehlt. — Warum hat der Dieb nichts, auch gar nichts
mitgenommen? Sie wissen lange keinen Grund zu
finden, denn der Dieb ist ja auch nicht verschweicht.
— Und doch verschweicht, von dem Engel vor dem
Bette der frommen Magd. Denn siehe, im Gesang-
buch, da wo die Magd gelesen hat, am Rand, steht
mit Bleifeder geschrieben: „Jesu sei Dank!“ —
Nun ist klar: der Dieb hat ein Lied gelesen, das
Wort Gottes ist ihm in die Seele gegangen wie das
hauende Schwert eines Erzengels, das verlorene Kind
hat seines Heilands Stimme gehört, und in seine
Nacht ist das liebe Licht gedrungen. Er fliehet von
dann, aber ehe er die Thür gesucht, sagt er noch
seinem Jesu Dank. Und die Bleifeder hat er neben
dem Gesangbuch liegen lassen.

Das Gesangbuch aber, daraus die fromme Magd
vor Schlafengehen gelesen, hat Wacht gehalten für
das ganze Haus. Nämlich: Wo der Herr nicht das
Haus behütet, so wachet der Wächter umsonst.
Psalm 127. Das vermögen die Gesangbücher in
den Händen frommer Mägde.

Merke: In anderer Leute Händen auch.

Ch r i s t o p h o r u s.

Quittungen.

Fürs Gemeindeblatt: P. Streißguth
20c und 15c, W. Kampmeier, Burlington, Iowa, 60c,

Fr. Hinckhaus, Wilton, Iowa, 30c, P. Kleinert, Dja-
kee, \$25, Chr. Koepsel 60c.

Mission: P. Streißguth von der St. Joh.-Ge-
meinde in Milw. 50.29, durch Prof. Neumann aus
Fond du Lac 50c.

Prediger-Wittwen-Kasse: Durch P.
Haff \$5, durch P. Streißguth von der St. Joh.-Ge-
meinde in Milw. \$12.

G. Thiele.

Fürs Seminar: D. P. Goldamer \$2, d. P.
Weise, Minn., \$1, regelmäßige Festcolleete der Ge-
meinde in Dayton 1.35, von Johann Zeidler 1 Saß
Kartoffeln, von Chr. Biedermann 1 Saß Kartoffeln,
d. P. Stärkel \$3, d. P. Lange \$5, d. P. Brockmann
auf der Hochzeit des Wm Pieper gesammelt 4.85,
Ostercolleete in der St. Petri-Gem. 3.55, Oster-
colleete in der St. Pauli-Gem. 4.50, nachträglicher
Beitrag vom Ref.-Jubiläum der vier Synodal-Ge-
meinden in Milwaukee 3.35, d. P. Sprengling von
der Lucas-Gemeinde \$3, von der St. Peters-Ge-
meinde, Milwaukee, \$10.50, d. P. Kleinert \$12, d. P.
Sicker, Abendmahlscolleete am Charfreitage in St.
Paul \$14.

Für den Neubau: Inbusch Brothers \$1000, von
P. Saefel \$50, E. Wegel \$10, Mr. Brumder \$10,
Gem.-Bl. \$10.

Geo. Stamm.

Für etliche Nichtleser des Gemeinde- blattes.

Von Einigen, die wie es scheint das Gemeindeblatt
nicht mehr halten wollen, wird uns dasselbe zurück-
geschickt, ohne Angabe des Absenders und ohne An-
gabe der Postoffice, so daß wir vollständig im Dun-
keln sind darüber wer uns seine Gönnerschaft ent-
ziehen will. Ueberdies müssen wir noch jedesmal
für die zurückkommenden Nummern Porto bezahlen.
Da gewisse Anzeichen vorhanden sind, daß die Rück-
sender die erhaltenen Nummern dennoch hier, ehe
sie dieselben zurücksenden, so wollten wir sie hierdurch
ersucht haben, uns gefälligst wissen zu lassen, wer
und wo sie sind, damit die Versendung unterbleiben
könne.

Synodal-Versammlung.

Nach Beschluß der letzten Synodal-Versammlung
treten die Pastoren unserer Synode und die Delegen-
ten der zur Synode gehörigen Gemeinden Donnerst-
tag, den 11. Juni, Morgens 9 Uhr, in der zu unsrer
Synode gehörenden ev.-luth. Kirche in Racine zu der
üblichen jährlichen Synodal-Versammlung zusam-
men.

Die Gemeinden werden dringend gebeten, sich bei
diesen Berathungen doch ja durch sorgfältig aus ihrer
Mitte gewählte geeignete Delegationen vertreten zu
lassen.

G. W o r b e r g, Secr.

Deutsche Buchhandlung

von

G. Brumder,

West-Water-Street No. 306,

Milwaukee, — — — — — Wisconsin.

Confirmations-, Trau- u. Taufscheine.

Confirmationscheine von L. Gaff: ein Packet ent-
haltend 24 Scheine mit 24 ver-
schiedenen passenden Bibelversen a \$2.00
" " ohne Bibelverse das Duzend 84
" " von Wollenweber: 60
" " von Stohmann: fein mit Golddruck 2.40
" " gewöhnliche 1.20
Trau- und Taufscheine eine große Auswahl zu ver-
schiedenen Preisen.

Neue Werke, die ich kürzlich erhalten:

Hoffmann, ein Jahr der Gnade, Predigten über die
Evangelien auf alle Sonnt., Fest- und
Feriertage, geb a \$3.25
" " dasselbe broch a 2.75
Hoffmann, die letzten Dinge des Menschen geb a 1.15
Wuttke A. Handbuch der christlichen Sittenlehre 2 Bde 5.80
Brasberger, evangl. Zeugnisse der Wahrheit, 2 Bde 1.15
Voos Fr. christliches Hausbuch 4 Bde 1.75
Caspary's Predigten über die 10 Gebote 25
Göbner's Hausanzel geb 1.50
Gölsch, tägliches Brod aus dem Worte des Lebens 85
Der Christ in Wort u. Wandel od. der Bekenner-Christ 80